

WALTER LÜTHI

Die Kirche
in der Welt

Referat aus den ersten 1960er Jahren

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Die Kirche in der Welt
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: 1960
Aktuelle Auflage: 1960

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2026/04
Dateiname: luethi-kirche_welt.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz 4.0":

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: **Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.**

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe¹; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

¹ Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
http://walter-luethi.ch/predigten&vortraege/luethi-kirche_welt.pdf

Inhalt

VORBEMERKUNG	5
1. SOLIDARITÄT DER KIRCHE MIT DER WELT	5
2. DISTANZ DER KIRCHE VON DER WELT	7
3. ECHE UND UNECHTE DISTANZ	7
4. ECHE UND UNECHTE SOLIDARITÄT	14
5. MÖGLICHE UND UNMÖGLICHE KOEXISTENZ	19

Walter Lüthi weiss um die Not vieler lebendiger Glieder der Kirche, die unter einer falschen Absperrung der Christen von der Welt leiden. Christus hat die Seinen "hin in alle Welt" gesandt. Der Standort der Kirche ist tief drinnen in der Welt. Der Verfasser sieht aber auch die Schwierigkeiten und Gefahren, die eine solche Sprengung der Absperrung mit sich bringen. Das Bändchen hilft den Christen, diese Hindernisse zu überwinden und zeigt der Kirche den Weg zu einem schriftgemässen Verhältnis zur Welt.

Vorbemerkung

Es handelt sich hier um eine Besinnung auf das rechte Verhältnis zwischen Kirche und Welt, Welt und Kirche. Seitdem Christus die Seinen "hin in alle Welt" gesandt hat, ist das Thema zwar immer aktuell; heute aber scheint es mir in dem Sinne besonders drängend zu sein, als manche lebendige Glieder der Kirche unter dem Eindruck einer falschen Absperrung der Christen von der Welt leiden und diese freiwillige Gefangenschaft sprengen möchten. Aber wie es ehemals Gefangenen schwerfällt, sich wieder in Freiheit zu bewegen, so sind die ersten Schritte der Christen in die Welt hinein durch eine gewisse Unbeholfenheit und Zaghaftheit belastet. Wachsamkeit ist hier jedenfalls am Platz, wird doch ein an der Schrift orientierter Christenmensch nie vergessen, dass es tatsächlich auch eine unerlaubte, verhängnisvolle Weltlichkeit der Kirche gibt. Unterwegs zu einem schriftgemässen Verhältnis der Kirche zur Welt darf diese Arbeit vielleicht da und dort ein wenig behilflich sein. Es handelt sich hier um das Eröffnungsreferat der "Geistlichen Woche 1960", gehalten in Mannheim-Ludwigshafen und kurz darauf an einer kirchlichen Mitarbeiterkonferenz des Baselbiets in Arlesheim, ferner im Schoss der "Theologischen Arbeitsgemeinschaft des Kantons Bern", wiederholt.

1. Solidarität der Kirche mit der Welt

Albert Schweitzer erzählt in seinem kleinen Buch "Aus meiner Kindheit" einige Einzelheiten aus seiner Jugend, die er im Dorfe Günsbach im elsässischen Münstertal als Kind des dortigen Pfarrers erleben durfte. Einmal bei einer Rauferei mit einem Bauernjungen, als er über diesen den Sieg davontrug, knirschte der Besiegte am Boden: "Wenn ich jede Woche zweimal Fleischsuppe bekäme wie die Pastorensöhnchen, dann wäre es mir auch ein Leichtes, stärker zu sein." Diese Bemerkung traf den Jungen. Von dem Tage an sass ein unausrottbarer Widerwille in ihm, etwas anderes zu

haben und zu sein als die Dorfkinder. Der Widerwille steigerte sich zum aktiven Widerstand und wurde für Schweitzers Eltern zum Erziehungsproblem. Bald ging die Auseinandersetzung um ein Wintermäntelchen, das aus einem alten Rock des Vaters für den Jungen umgeschneidert worden war, bald um Holzböden statt Lederschuh, um die Matrosenmütze anstatt der Bauernkappe. Es setzte Auftritte ab, väterliche Ohrfeigen, Einsperren im Keller, alles nützt nichts, der Junge will es gleich haben und will gleich sein wie die anderen. Solche Kameradschaftlichkeit ist schön. Man würde sich nicht ungern das Verhalten des Jesusknaben in Nazareth von solcher Art vorstellen. Ja, wenn der Herr später den Seinen nahelegt, zu "werden wie die Kinder", dann kann dabei bestimmt auch an solch knabenhafte Solidarität gedacht sein: Werdet solche, die es nicht anders, die es vor allem nicht besser haben wollen als die anderen. Solche Abneigung gegen Absonderung, Ausnahmefachen oder gar Eigenbrötlei ist aber nicht bloss ein sympathischer Zug guter Mitmenschlichkeit, wir begegnen diesem Grundzug zur Gemeinschaft hin, dieser Grundneigung zur Solidarität hin dort, wo es um mehr geht als um mitmenschliches Verhalten, beim Werk und bei der Person des Herrn. Es handelt sich hier um eine der heiligen Eigenschaften Gottes selbst. Es hat Christus verlangt, "gleich wie ein anderer Mensch zu sein, und an Gebärden als ein Mensch erfunden". Er, der Sohn des Höchsten selber, will sich nicht schämen, unser Bruder zu heissen, unsereiner zu sein, irdisch Gewand und Menschenantlitz zu tragen. In Jesus wird Gott solidarisch mit uns Menschen. Nach der Definition des Sprach-Brockhaus heisst solidarisch "für einander einstehend", auch "gesamtschuldnerisch". Jesus wird "für uns Menschen einstehend", ja er, der Schuldlose, wird mit uns "gesamtschuldnerisch", begibt sich unter die gleiche Decke, unter der wir Menschen stecken. Als selbst Sündloser durchbricht er das selbstgerechte System und Gefüge von Schranken und pharisäischen Absonderungen, wie er es in Israel zu seiner Zeit

antrifft. Pharisäer heisst der Abgesonderte. Gott aber "hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, auf dass wir in ihm würden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt". So bricht Jesus hindurch zu den Zöllnern und Sündern, isst mit ihnen, setzt sich mit ihnen auf dieselbe Bank, "sitzet, da die Spötter sitzen". Er geht auch zu Zachäus an den Tisch, sogar zu Simon Levi, dem Pharisäer. Dieser heilige Grundzug Gottes, dieses "Für-uns-Einstehen", dieses "gesamtschuldnerische" Verhalten Gottes der Welt gegenüber hat ja dann schliesslich bis dorthin geführt, da ein Paulus jubelnd erklären kann, der Zaun zwischen Juden und Heiden, zwischen denen, die bis jetzt einzig Gottes auserwähltes Eigentum waren, und jenen, die bis jetzt noch nicht Gottes Volk waren, der Zaun zwischen Kirche und Welt, würden wir im Blick auf unser Thema sagen, sei abgebrochen, die Bresche sei geschlagen, der Weg für die frohe Botschaft sei frei, frei zu laufen durch die Völker bis an den Rand der Welt. Dieses Verhalten Gottes zur Welt schreibt der Kirche ihr Verhalten zur Welt vor. Die Kirche kann, es ist gar nicht anders möglich, sich der Welt gegenüber nur solidarisch verhalten, "gesamtschuldnerisch" und "für die Welt einstehend". Eine Kirche, die sich von der Schuld dieser Welt distanzieren wollte, wäre ihrem tiefsten Wesen untreu geworden und hätte aufgehört, Kirche Christi zu sein. So wie Christus in die Welt gekommen ist, so ist die Kirche Christi in die Welt gestellt, in die Welt gesandt. Ihr Platz, ihr Standort ist in der Welt. Sie kann nie weit genug draussen, nie tief genug drinnen in der Welt, nie weltlich genug sein. Wir denken in diesem Zusammenhang an die überaus gefüllten Worte: "Ihr seid das Salz der Erde", "Ihr seid das Licht der Welt". "Denn also hat Gott die Welt geliebt." Ein so erstaunlich kräftiges Ja sagt Gott: Ja, Kirche in der Welt!

2. Distanz der Kirche von der Welt

Ausser dieser Linie der Solidarität Gottes mit der Welt, d. h. der Solidarität der Kirche mit der Welt, zeigt uns nun aber

die Bibel noch eine zweite Linie, die der Distanz Gottes, der Kirche, von der Welt. Die klassische Stelle ist hier das, ich weiss nicht, soll ich sagen bekannte oder bertüchtigte, Wort vom "fremden Joch", das Paulus im zweiten Brief an die Korinther schreibt: "Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit zu schaffen mit der Ungerechtigkeit? Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis? Wie stimmt Christus mit Beliar²? Oder was für ein Teil hat der Gläubige mit dem Ungläubigen? Was hat der Tempel Gottes für Gleichheit mit den Götzen? Ihr aber seid der Tempel des lebendigen Gottes; wie denn Gott spricht: Ich will unter ihnen wohnen und unter ihnen wandeln und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein. Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an, so will ich euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr" (2. Korinther 6,14—18). Das Wort vom "fremden Joch" gehört zu den schwierigen. Wer sich dessen bewusst ist, gebraucht es mit Zurückhaltung. Wer allzu hurtig davon Gebrauch macht, verrät damit, dass er es missbraucht. Der Apostel erinnert hier die Korinther daran, dass sie Gläubige sind und in einer ungläubigen, in einer heidnischen Umgebung leben. Er fordert die Gläubigen von Korinth auf, "nicht am fremden Joch zu ziehen". Das Bild stammt aus dem Alten Testament. Dort besteht eine Vorschrift, dass es verboten sei, zweierlei Ungleiches, ein reines und ein unreines Tier, zusammen unterm gleichen Joch an den gleichen Wagen oder Pflug zu spannen; z. B. Rind und Esel als Zweigespann ist verboten. Und nun wendet Paulus diese Vorschrift in übertragenem Sinn auf die Christen an: Sie, die Gläubigen, sollen nicht mit den Ungläubigen zusammenspannen: "Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen." Das sagt er zu Christen, von denen er weiss, dass sie durch tausend

² Beliar (Hebräisch 'Belial') ist eine spätjüdische Bezeichnung für Teufel.

Fäden mit ihren heidnischen Mitbürgern verhängt sind, mit denselben arbeiten, wohnen, leben müssen. Ja es ist uns bekannt, dass die weitaus grösste Mehrzahl der Christen in Korinth aus Sklaven besteht, deren Herren und Besitzer nur sehr vereinzelt und ausnahmsweise auch Christen sind. Und trotzdem zieht nun Paulus diesen erstaunlichen Trennungsstrich zwischen den Gläubigen und Ungläubigen in Korinth. "Ihr seid der Tempel des lebendigen Gottes", ruft er ihnen in Erinnerung. Gott will bei euch wohnen und ihr sollt sein Volk sein. Es ist auffällig, mit wie kräftigen Worten Paulus gerade hier die Verbundenheit der Gläubigen mit Gott schildert: Gott rechnet sie zu seiner engsten Verwandtschaft: "Ich will euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein"; wir sind als Christen wie Angehörige ein und derselben Familie. Den aus Gnaden, aus dem Christusglauben gerecht Gewordenen ruft er zu: "Was hat die Gerechtigkeit zu schaffen mit der Ungerechtigkeit?" Sie sind das Licht der Welt, sie sind Kinder des Lichts, Christus hat sie dazu gemacht: "Was hat das Licht für Gemeinschaft mit der Finsternis?" Sie sind Christi erkaufte Eigentum: "Wie stimmt Christus mit Beliar?" "Oder was für ein Teil hat (überhaupt) der Gläubige mit dem Ungläubigen?" Ungeheuerlich, geradezu monströs mutet einen die Aufforderung an: "Darum gehet aus von ihnen und sondert euch ab, spricht der Herr, und rühret kein Unreines an."

3. *Echte und unechte Distanz*

Aber nun beachte man sehr, in welchem Zusammenhang Paulus diese scharfe Distanzforderung erhebt: Diese ganzen Kapitel handeln von der Christusgnade. Das 6. Kapitel selber beginnt mit dem Wort: "Wir ermahnen euch aber als Mitarbeiter, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget." Darauf folgt eine eingehende Schilderung des begnadeten Menschen. Die ungeheuerliche Aufforderung zur Distanz, die wir hier vor uns haben, ist nun nichts anderes als eine Fortsetzung der Schilderung des Gnadenstandes. Der

mit Gott Versöhnte, der Begnadete, das gehört zu seinem Bild, rührt kein Unreines an, ist auf Reinigung von der Befleckung des Leibes und der Seele bedacht, sondert sich ab, und zieht nicht am fremden Joch. Uns will dünken, es rede da die ganze Zeit ein Pharisäer, ein Selbstgerechter, zum mindesten ein Mann des Alten Bundes. Ja wir stehen unter dem Eindruck steiler Gesetzlichkeit, Paulus mütet mit dieser Unterscheidung, die geradezu auf eine Scheidung herauskommt, den Korinthern und uns Verzicht auf Solidarität zu. Man möchte sich darum jetzt am liebsten von Paulus mit den Worten verabschieden: Kommt nicht in Frage; wenn dem so ist, haben wir uns nichts mehr zu sagen, auf Wiedersehen! Aber warten wir doch noch ein wenig zu. Brechen wir das Gespräch nicht kurzschlüssig ab. Wenn es uns mit einem Bibelwort so geht wie mit dem vom "fremden Joch", das uns so unsympathisch, so zuwider ist und uns zusetzt, dann ist das jeweils ein fast untrügliches Zeichen dafür, dass es uns etwas zu sagen hat. Wir sollten gerade über solche Gottesworte nicht zu hurtig zur Tagesordnung übergehen, sondern tun gut, besonders willig und sorgfältig hinzuhören. Das wollen wir jetzt versuchen:

Es bleibt dabei: Paulus fordert hier tatsächlich Distanz, Absonderung der Kirche von der Welt. Nun ist sehr zu beachten, dass es verschiedene Arten der Distanz der Kirche von der Welt gibt. Wir sind durch die abschreckende Figur des biblischen Pharisäers längst derart massiv vor allem Pharisäertum gewarnt, dass wir alle gleichsam eine schwere Spritze gegen die pharisäische Art von Absonderung im Blute tragen. Vor lauter Besorgnis, uns der Sünde der pharisäischen Absonderung schuldig zu machen, übersehen wir, dass es in der Bibel noch eine andere Art von Distanz gibt. Es gibt nicht nur eine böse, es gibt auch eine gute. Das ist die Absonderung nicht der Selbstgerechten, sondern der Begnadeten. Hier ist es nun nicht die eigene, sondern die geschenkte Gerechtigkeit, eben die Gnade, die absondert.

Nicht der Mensch sondert sich hier eigenmächtig ab, sondern hier ist es nun Gott, der Absonderung verfügt und verlangt, ja der über dieser gottgebotenen Absonderung wacht. Diese gottgewollte Absonderung, das sei noch einmal unterstrichen, ist eine Distanz von solchen, die wissen, dass ja auch die Kirche selber ein Stück Welt ist, sündige Welt, die nie vergessen darf, dass "solidarisch" "gesamtschuldnerisch" heisst, dass es die "unfehlbare Kirche" in dieser Welt noch nicht gibt. Sie ist erst im letzten Buch der Heiligen Schrift (Offenbarung 21) verheissen. Dort wird in Aussicht gestellt, dass einst ins neue Jerusalem "nicht hineingehen wird irgendein Gemeines". Die Kirche ist geradezu der Ort, wo man um diese eigene Sündigkeit weiss, und wissen soll, dass man von der Vergebung und nur von der Vergebung, von der Gnade allein, lebt. Nur, und das meint Paulus mit seiner Distanzforderung an die Begnadeten, nur darf uns dieses Wissen um die Sündhaftigkeit auch der Kirche nicht zum spannungslosen Zustand werden. Die Kirche darf sich dadurch nicht zum faulen Schluss verleiten lassen: Wenn schon sündig, komme es ja nicht mehr drauf an, ob ein wenig mehr oder minder sündig. Das Wissen um die gesamtschuldnerische Solidarität der Kirche mit der Welt darf nicht zur selbstverständlichen Komplizenschaft mit der sündigen Welt werden. Wo die Kirche wirklich von der vergebenden Gnade lebt, setzt in ihrem Inneren ein Kampf gegen die Sünde ein, die angenommene Gnade ist gleichzeitig eine Kriegserklärung gegen die Sünde, ein permanenter innerer Säuberungsprozess setzt ein, wo Gnade wirksam ist. Mit der Sünde, sei es um die Kirche herum oder in der Kirche selbst, kann die Kirche nur sozusagen "auf gespanntem Fusse" leben. Die Spannung zwischen Kirche und Welt (Welt nach innen und nach aussen!) hört erst einmal auf, wenn das neue Jerusalem erscheinen wird. Bis dann ist der Kirche kein Friedensschluss mit der Welt (weder im Kircheninnern noch um die Kirche herum) erlaubt. Daher die Forderung der Distanz. Diese Distanz der Kirche von der Welt, die gleichzeitig an

der Solidarität der Kirche mit der Welt festhält, entspricht genau dem Wesen der Gnade. Es gehört nun einmal zur Gnade, dass sie Distanz von der Sünde schafft, und gleichzeitig festhält an der Solidarität mit dem Sünder.

An dieser Solidarität mit dem armen Sünder in der Welt ist unbedingt und unter allen Umständen festzuhalten. Die Solidarität mit der Welt ist und bleibt das erste, das primäre Anliegen Gottes. Sie preisgeben, käme geradezu auf eine Leugnung der Menschwerdung Gottes hinaus. Für die Welt geboren, für die Welt gekreuzigt, "für euch gebrochen", "für euch vergossen", mit dieser zentralen Zusage an den armen Sünder steht und fällt unser Christenglaube. Wo eine Kirche diese Solidarität mit der Welt leugnet, da sägt sie den Ast ab, auf dem sie selber sitzt, da bohrt sie das Schiff an, in dem sie selber mitfährt. Alles Tun, als ob die Kirche nicht selber auf diese Solidarität Gottes mit dem armen Sünder in der Welt angewiesen wäre, ist unwahr und führt zwangsläufig zur Heuchelei, die Christus unermüdlich als die Sünde der Frommen, als die Gefahr Nummer 1 für die Kirche bezeichnet.

Es ist das Zeichen der falschen Kirche, das typische Zeichen der Sekte, dass sie tut, als ob sie die Solidarität Gottes mit uns armen Sündern entbehren könnte, und die davon das Recht ableitet, nun auch ihrerseits der Welt diese Solidarität vorzuenthalten. Paulus stellt dieses sektiererische Tun als ob einmal kurzerhand als Unsinn dar. "Ihr müsstet ja die Welt räumen", schreibt er den Korinthern, wenn ihr meintet und tätet, als ob ihr gar keine Gemeinschaft mit der Welt haben könntet (1. Korinther 5,10). Auf wie manche weltlichen Dinge der Sektierer auch verzichten mag, an einem Punkt behält auch er den Kontakt mit der Welt. Christus hat den Finger auf diese wunde Stelle aller Sektiererei gelegt, als ihm die Frage nach der Steuer an den Staat vorgelegt wurde, ob man sie dem Kaiser zu bezahlen schuldig sei oder nicht. Auch der Sektierer hat die Münze in seiner Tasche, die das

Bild des Kaisers trägt und uns Menschen erlaubt, in dieser Welt das tägliche Brot zu kaufen. Auf die Münze des Kaisers kann der Sektierer nicht verzichten, solange er sich überhaupt in der Welt aufzuhalten gedenkt. Er trägt also die Welt da, wo sie am dicksten, am konzentriertesten Welt ist, die Welt als Lebensmittel, auf sich und hütet sich wohl, sich davon zu trennen. So wird jeder, der tut, als ob er sich völlig von der Welt absondern könnte, unfehlbar zum Heuchler.

Es ist aber noch eine weitere Überlegung, die uns deutlich macht, wie bedenklich es ist, die Solidarität mit der Welt preiszugeben, die Brücke zur Welt hin abzubrechen. Das betrifft die Unterscheidung von Gläubigen und Ungläubigen. Es gibt diese Unterscheidung. "Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen." Aber welcher Mensch darf da unterscheiden und gar scheiden? Wer darf sagen: Ich bin ein Gläubiger? Wie war das etwa bei einem Felsenapostel Petrus und seinen Mitjüngern? Passiert es ihnen nicht je und je, dass Christus sie zum mindesten als Kleingläubige anreden muss? "O du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?" Der Glaube ist ein Widerfahrnis, über das keiner verfügt. Gott, dessen Gnade frei ist, freier als der Wind, der weht, wo er will, Gott weiss, wer zu den Gläubigen gehört. Es ist der Herr, der die Seinigen kennt, und der einst Unkraut und Weizen, Schafe und Böcke voneinander scheiden wird. Wer ist ein Ungläubiger? Welchem Menschen auf Gottes Erdboden darf man auf den Kopf hin zusagen: Du bist und bleibst ein Ungläubiger? Können nicht, nach Gottes verborgenem Plan, Ungläubige von gestern und von heute Gläubige von morgen sein? Auch darum, um der Hoffnung willen, hat die Kirche festzuhalten an der Solidarität. Der Welt die Hoffnung vorzuenthalten, ist lieblos. Auch aus diesem Grunde, um der Hoffnung willen, deren Reichweite nicht wir zu bestimmen haben, ist der Kirche bei allem Abstand Solidarität geboten.

Die Vermeidung und die Überwindung des falschen Abstandes, das Gebot der Solidarität mit der Welt, ist für uns heute

noch in einer anderen Hinsicht von bemerkenswerter Aktualität. Die christliche Kirche des Abendlandes leidet schon lang und bis zum heutigen Tag unter einer gewissen Absper- rung kultureller und gesellschaftlicher Art. Wir sollen aber nicht vergessen, dass Gottes Solidarität eine Solidarität nach unten ist, eine Solidarität mit den Kleinen, Niedrigen, Ange- schlagenen, Entrechteten und Zertretenen. Da gibt einem die schwerlich zu leugnende Tatsache zu denken, dass die Kir- chen des Abendlandes ausgesprochen und notorisch nicht Kirchen der Mühseligen und Beladenen sind. Wer ein wirk- licher Sünder ist, ein Gezeichneter, ein Deklassierter, der sucht abseits unserer gesellschaftlich geprägten Kirchen Ge- meinschaft der Gläubigen. Irgendwo in einem kleinen Kreis der Hintergasse, vielleicht, wenn's gut geht, in der Heilsar- mee. Diese gesellschaftliche und kulturelle Absper- rung von der Welt der Kleinen spiegelt sich heute draussen in der nichtchristlichen Völkerwelt ab. Die sogenannten Entwick- lungsvölker haben ungeheuer schwer, im Sendboten unserer abendländischen Kirchen nicht den Herrenmenschen zu se- hen, den Herrn, statt des Bruders. Und unsere Sendboten ha- ben umgekehrt schwer, vom gesellschaftlichen und kulturel- len Niveau herabzusteigen, um dem Menschen im Entwick- lungsland wirklicher Bruder zu sein. So sind wir Gefangene unserer Kultur und Gesellschaft. So sehr Gefangene, dass wir geradezu meinen, die Rettung unserer Kultur und die Beibehaltung unserer gesellschaftlichen Positionen sei heute erste und dringlichste Christenpflicht. Aber es bleibt dabei, die Kirche Christi ist eine Kirche in der Welt, und zwar in aller Welt, auch in der Welt der Kleinen und Erniedrigten. Wo sie das nicht ist, da befindet sie sich auf dem Weg der falschen Distanz, auf dem Weg des Verrats an der Solidari- tät.

4. *Echte und unechte Solidarität*

Neben dieser ersten Möglichkeit, die Solidarität mit der Welt preiszugeben, begleitet die Kirche nun allerdings zu allen

Zeiten und auch heute die zweite Gefahr, und das wäre die Preisgabe der Distanz. Mit anderen Worten, es gibt nicht nur eine echte und eine unechte Distanz, wie wir jetzt gesehen haben, sondern es gibt auch eine echte und unechte Solidarität der Kirche mit der Welt. Die gute, die wirklich gottgewollte Solidarität der Kirche mit der Welt ist eine Solidarität des Dienstes an der Welt. Will aber die Kirche diesen Dienst an der Welt tun, dann ist es nötig, dass sie Kirche sei und Kirche bleibe. Und um Kirche sein und bleiben zu können, bedarf sie der Distanz von der Welt. Es ist der Welt nicht geholfen mit einer nur solidarischen, distanzlosen verweltlichten Kirche. Schon an Abraham ergeht in grauer Vorzeit der göttliche Aussonderungsbefehl, der zuerst zum Volk Gottes, später zur Kirche führt. Abraham soll sich von seinem Vaterland, von seiner Vaterstadt, von seiner Verwandtschaft und Familie wegbegeben, distanzieren. Von den Tagen Abrahams an hat Gott in dieser Welt seine Besonderen, seine Abgesonderten. Gott selber will sein besonderes Völklein unter den Völkern haben. Und diese Grundlinie der gottgewollten Distanz findet im Neuen Testament ihre direkte Fortsetzung. Eines Morgens sehen sich eine Handvoll junger Männer am See Genezareth zum Dienst herausgerufen. Ihnen wird Distanz bis zum Verzicht, an der Bestattung des eigenen Vaters teilzunehmen, zugemutet. Hart wollen uns die Worte vorkommen, mit denen Christus diese Distanz beschreibt. Da heisst es unter anderem: "Ihr müsst gehasst werden von jedermann", oder: "siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe". Ja, "des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein". So entschieden formuliert Christus die Verpflichtung zur Inkonformität, zur Desintegration, zur Distanz, dass er ein Wehe ausruft über diejenigen, denen "jedermann wohlredet", ein Wehe über eine allgemeine Beliebtheit und Anerkennung der Kirche durch die Welt. Es ist lediglich ein Ausziehen dieser Grundlinie der gottverordneten Distanz, wenn Johannes später in seinem Brief schreibt: "Habt nicht lieb die Welt, noch was

in der Welt ist. So jemand die Welt liebhat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters" (1. Johannes 2). Auch Jakobus spricht ganz im Sinne Christi, wenn er lehrt: "Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein" (Jakobus 4,4), und: "Wisset ihr nicht, dass der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist?" In diesem Zusammenhang sollen wir auch die Mahnung des Paulus an die Korinther sehen: "Zieheth nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen."

Diese auffällige Schärfe der Distanzforderung hat ihren guten Grund. Ihr Sinn ist nicht eine Preisgabe der Solidarität, sondern umgekehrt, eine Bejahung derselben. Wir erinnern uns hier daran, dass solidarisch nach Brockhaus auch "für einander einstehend" heisst. Die Kirche ist aus der Welt herausgerufen, um "für die Welt einstehend" sein zu können, was ihr nur bei distanzierter Solidarität möglich ist, d. h., nur solange sie Kirche bleibt und nicht selber zur Welt wird. Im Bilde gesprochen: Nur solange sie Salz ist, kann sie ein "Salz der Erde" sein. Diese Distanz geschieht also nicht etwa im Interesse der Kirche, um sich fein draussen zu halten, sondern im gutverstandenen Interesse der Welt. Das Licht muss auf den Leuchter hinauf, um allen zu leuchten, die im Hause sind. Die Stadt muss auf den Berg hinauf gebaut sein, abseitsstehen, um allen weithin sichtbar zu sein. So ist die gottgewollte Distanz eine Distanz der Liebe, des Dienstes, sagen wir es paradox, eine Distanz der Solidarität. Also nicht Rückzug aus der Welt, aber aus einer gewissen Fremdlingschaft heraus Dienst an der Welt, aus der Distanz des Glaubens heraus Sendung in die Welt. Das ist der Unterschied zwischen der guten und der schlechten Solidarität: Sie gibt die Distanz nicht preis. Sie ist geradezu Solidarität dank der Distanz.

Nun aber gibt es nicht nur eine gute, sondern, leider, auch eine schlechte Solidarität der Kirche mit der Welt.

Das ist die Kirche der Anpassung an die Welt, die Kirche als Mitläuferin mit allerhand Zeitströmungen. Das ist die

Kirche, die umgetrieben ist von der Sorge, der Welt zu gefallen, die schliesslich mit der Welt kokettiert, die es versteht, sich sorgfältig nach der Mode zu kleiden, die sich etwas darauf einbildet, den jeweiligen Tagesjargon der Sportler, der Jungen, der Militärs, der Politiker, der Wissenschaftler zu beherrschen, in der törichten Meinung, das sei nun schon das "Wort zur Lage". Das ist die Kirche, die wie ein Warenhaus für jedes Tagesbedürfnis den passenden Artikel feilbietet. Und das alles unter Preisgabe der göttlichen Fremdheit des Worts. Gewiss, es gibt, wie wir gesehen haben, eine weltflüchtige Kirche, aber es gibt weiss Gott auch eine weltstüchtige Christenheit, eine "Wir-auch-Kirche", wie Tucholsky sie einmal (in "Kritik an der Kirche") verhöhnt mit den grimmigen Worten: "atemlos jappend³ laufen sie hinter der Zeit her, auf dass ihnen ja niemand entwische"; "ihr seid Liberale? wir auch"; "ihr seid Sozialisten? wir auch"; "ihr pflegt das Podiumsgespräch? wir auch"; "ihr tanzt Rock 'n' Roll? wir auch". Das ist die Kirche der Anbiederung an die Welt, die "Hans Dampf in allen Gassen wird", "Peterlig⁴ auf allen Suppen", die zu jedem Hundeverlochen grosszügig ihren Segen spendet; das ist die Kirche, deren "Salz dumm geworden ist, so dass dieses zu nichts mehr nützt, als ausgeschüttet zu werden auf die Strasse und lasse es die Leute zertreten" (Matthäus 5,13). Die Bibel Alten und Neuen Testaments braucht für diese verweltlichte Kirche wohl den schärfsten Ausdruck biblischer Ermahnung, das Wort Hurerei. Bei der falschen Distanz war es Heuchelei, bei der falschen Solidarität ist es nun Hurerei. Es ist ganz deutlich, dass die grosse Hure Babylon im letzten Buch der Bibel eine geistliche, kirchenartige Grösse ist. Wenn aber die Kirche anfängt, als Hure die Strasse zu machen, dann nimmt sie folgerichtig ihren Buhlen zu sich hinein. Nun strömt der Zeitgeist in dicken Schwaden in die Kirche

³ Mit offenem Mund heftig, hörbar nach Luft zu schnappend.

⁴ Schweizerisch für 'Petersilie'.

hinein: Die Welt dringt ein in die Kirche. Anstatt, dass die Kirche Gottes Tempel ist in der Welt, gibt es nun eine Welt in der Kirche, eine Welt, die ihre Wechsellertische in die Kirche hineinbaut, da drinnen ihre Altäre und Altärchen errichtet. Auf diese Weise wird die Kirche zum Pantheon des Zeitgeistes, zum Götzentempel. Der Alttestamentler Hans Joachim Kraus sagt, es gebe in der Welt keinen Ort, an dem die Götzen so gern Unterschlupf suchen, an dem sie so gern sich Niederlassung erwerben, wie in Kirchen. Die Kirche ist somit der götzengefährdetste Ort auf Erden. Es ist, als hofften die Götzen, wenn es ihnen einmal gelungen sei, sich hier anzusiedeln und einzubürgern, dass sie dann ihrer Sache sicher sind. Denn wenn die Kirche selber zur Hüterin und Hegerin der Götzen geworden ist, wer soll ihnen dann noch auf den Leib rücken? Wenn der "Gräuel der Verwüstung" an der heiligen Stätte sich anbaut, dann erbarmt sich Gott. Ein Beispiel solcher Welt in der Kirche, ein Beispiel allerdings aus vergangenen Tagen, ist unser Berner Münster. Mit ein wenig Phantasie und Aufgeschlossenheit wird es jedem von uns nicht allzu schwerfallen, Beispiele aus unseren Tagen und aus näherer Nähe genug zu finden, hat uns doch ein Christ aus Mannheims Umgebung geschrieben: "Zum Vortrag werde ich nicht kommen, da mich die Welt in der Kirche schon genug erschreckt." In der Zeit, da der Staat Bern ein kleiner europäischer Totalstaat war, hat er wie Nebukadnezar seinen Stempel auf jeden einzelnen Ziegelstein gedrückt, auch das Berner Wappen an jedem nur möglichen Ort angebracht. So gibt es im Berner Münster heute ein Mehrfaches mehr Bären als Kreuze. Sogar ins Jüngste Gericht unterm Hauptportal sind noch vier Bären hineingekommen, und zwar auf der Seite des Himmels. Vom einen Wappen, das sich in der Hölle befindet, vermuten und befürchten die Sachverständigen, dass es das Zürcher Hoheitszeichen ist. Solche Zeugen der Aufhebung der Distanz zwischen Kirche und Welt aus der Vergangenheit und Gegenwart wird man an jedem beliebigen Ort des Abendlandes ohne viel

Mühe finden. Es mögen weniger harmlose, apokalyptische Tiere sein, die man heute in der Kirche findet. Ich denke an die Atombombe. Wir Christen werden einst gefragt werden, ob wir ja zu ihr sagten, oder nein, oder gar "Jain".

Die Propheten aber rechnen nun sogar mit der unheimlichen Möglichkeit, dass die Welt nicht nur ihre Götzen in die Kirche trägt, sondern die Tendenz hat, die Kirche selber zum Götzen zu machen. Darum warnt das prophetische Wort: "Verlasst euch nicht auf Worte wie diese: Der Tempel Gottes, der Tempel Gottes, der Tempel Gottes." Die Welt bedarf der Kirche in Zeiten der Unsicherheit als Bollwerk und Sicherung ihrer geistigen und materiellen Werte. In diesem Sinn ist die Kirche nach einer Zeit tiefer Verachtung durch die Welt, heute — wie lange noch, weiss niemand — in einer Phase der Wertschätzung. Die Kirche ist heute bei uns gesucht und als politischer Partner begehrt. Die Welt bietet ihr Bündnis um Bündnis an. Man ruft die Kirche an als Sicherheit, als Ordnungsmacht ersten Ranges, als Damm gegen das drohende Chaos, als Bundesgenossen gegen einen gemeinsamen Feind, als Mitbekennerin einer gemeinsamen kulturell-politisch gesellschaftlichen Ideologie. Auf diese Weise sind ihre Vorspanndienste heute begehrt als je. Aber eine Kirche, die das apostolische Glaubensbekenntnis durch eine Ideologie ergänzt oder gar ersetzt, hat angefangen, am fremden Joch zu ziehen. Das ist Welt in der Kirche. Aber Gott sagt: Versucht euch nur nicht zu sichern, verlasst euch nicht auf Worte wie: "Der Tempel Gottes, der Tempel Gottes, der Tempel Gottes".

5. Mögliche und unmögliche Koexistenz

Die Kirche ist der Welt das grosse Ja Gottes schuldig, das Ja der barmherzigen Solidarität. Aber sie schuldet der Welt, soll es die gute Solidarität sein, auch das Nein, das Zeugnis des Widerspruchs. Auch Widerspruch, ja Widerstand ist Dienst, den die Kirche der Welt, ihr zugut, leisten darf. Ihr

aus noch so gut gemeinter Rücksichtnahme und Liebenswürdigkeit das Zeugnis des Widerspruchs ersparen, wäre im tiefsten Grunde lieblos. Dass die Kirche nicht nur ja, ja, sondern auch nein, nein sagen muss, hat nun freilich zur Folge, dass das Verhältnis der Kirche zur Welt, auch vom Gesichtspunkt der Koexistenz aus gesehen, ein im recht eigentlichen Sinne des Wortes Spannungsverhältnis bleibt. Kirche und Welt in Spannung zueinander, das ist mögliche Koexistenz (Solidarität — Distanz — Koexistenz). Diese Spannung ist eine Not. Diese gilt es zu tragen. Sie ist das Kreuz, das Christus meint, wenn er sagt: "Ihr sollt nicht wännen, dass ich gekommen bin, Frieden zu senden auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schwiegertochter wider ihre Schwiegermutter. Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist mein nicht wert" (Matthäus 10). Unser aller fromme Natur widersetzt sich dem Kreuz der Spannung zwischen Solidarität und Distanz. Wir möchten von Natur alle lieber den falschen Frieden, die Entspannung, das heisst die unmögliche, die unerlaubte Koexistenz. Es gibt einen eigentümlichen, in der Kirche Christi sehr beliebten Weg, das Kreuz der Spannung loszuwerden. Es ist der Weg der spannungslosen Koexistenz zwischen Kirche und Welt. Was damit gemeint ist, mag abschliessend noch an einem Beispiel aus jüngster Zeit illustriert werden:

Am Münchener Kirchentag kam in seiner Ansprache in der Schlusskundgebung Bundespräsident Heuss auch auf die Frage zu sprechen, wie die evangelischen Kirchentage entstanden seien. Er äusserte die Ansicht, einen Hauptanstoss zu dieser Bewegung habe jenes Erschrecken gegeben, das nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches manche Deutsche angekommen sei, jenes tiefe Erschrecken darüber,

wie in aller Welt es möglich geworden sei, dass die grauenhaften Dinge der 12 Jahre geschehen konnten in einem Land, in dem so viele christliche Kirchen stehen. Wie war dieses Nebeneinander von Christentum und Hitlertum zustande gekommen? Professor Heuss tippte mit dieser Frage, ob bewusst oder nicht, sei dahingestellt, auf eine in der Evangelischen Kirche weitverbreitete Lehre, die Lehre von den zwei Bereichen, die nebeneinander koexistieren. Wie diese Lehre von der nebengeordneten Koexistenz von Kirche und Welt aussieht und wirkt, konnte man in München am gleichen Sonntagmorgen, da Heuss am Nachmittag sprach, feststellen. Es war auf 11 Uhr auf dem Königsplatz eine "Stunde der Männer" angesagt. Das Thema "Volk ohne Vaterland?" sollte dabei behandelt werden. Es gelang mir, weil ich mich gerade für dieses Thema interessierte, zuzuhören. Zuerst trat eine ganze Reihe von Männern zwischen 30 und 50 ans Mikrophon, die sich ihre Erfahrungen und Erlebnisse mit ihrem Vaterland in den letzten zwanzig Jahren so recht vom Herzen redeten. Es war ein einziger Aufschrei aus tiefster Not, was da offenbar wurde: Zuerst als Jünglinge, halb noch Kinder, wurden wir in die Uniform gesteckt. Nach 1945 hiess es: Uniform ausziehen, und zwar für immer, nie mehr soll ein Deutscher ein Soldatenkleid tragen. Das demütigende Stichwort "Umerziehung" ging damals um. Seit 1953 heisst es nun plötzlich wieder das Gegenteil. Wem soll man da noch vertrauend folgen können? Wäre es nicht besser, auf alle Fälle klüger, als Christ Totalabstinenz von der Beteiligung am öffentlichen Leben zu üben? Rückzug in die private Sphäre?

Nach den verschiedenen Votanten bestieg ein geistlicher Herr das Podium, offenbar mit dem Auftrag, die Antwort der Kirche zu geben. Und diese Antwort der Kirche war von der ganzen Kundgebung das eigentlich Erschütterndste. Sie lautete in groben Zügen ungefähr so: Eines steht jedenfalls für jeden Deutschen und für jeden Christenmenschen

unerschütterlich wie eine Säule fest: Der liebe Gott hat uns zwei Gaben ins Leben gelegt: ein himmlisches Vaterland und ein irdisches Vaterland, eine Reichsgottesbürgerschaft und eine Bürgerschaft dieser Welt. Diese beiden Gaben haben wir in zwei Bereichen, wohl verschieden voneinander, aber nicht geschieden. Der Mensch als Deutscher bewegt und betätigt sich im Bereich der Bürgergemeinde, der gleiche Mensch als Christ bewegt und betätigt sich im Bereich der Christengemeinde. Das war alles grundsätzlich wahr und richtig. Und doch war etwas an dieser Darlegung, etwas tief Beängstigendes. Ich wusste zuerst nicht recht, was es war. Aber es war die Spannungslosigkeit, die Aufhebung der Spannung zwischen Christ und Bürger, zwischen Kirche und Welt. Von den beiden Gottesgaben wurde da in einem Ton geredet, etwa wie wenn man sagen würde: Der liebe Gott hat uns zwei Hände gegeben, zwei Füße, zwei Augen, zwei Ohren. Beide schön auf gleicher Ebene, in zugeordneter Koexistenz von Kirche und Welt, Welt und Kirche. Dass Christus mit unüberhörbarer Deutlichkeit von der abgestuften Reihenfolge der Bedeutung dieser beiden Bereiche gesprochen und gesagt hat: "Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit", dass er das Reich Gottes an den Anfang stellt, ja dass er dem Reiche Gottes ein Übergewicht über das irdische Vaterland gibt, eine Überordnung, so hoch wie der Himmel über der Erde ist, dass vom Reiche Gottes hin zu den Reichen dieser Welt ein Gefälle vorhanden ist, reissend und bedrängend wie ein Bergbach im Frühling, davon spürte man in der geistlichen Belehrung nichts. Die beiden Bereiche waren harmonisch wie die zwei Türme eines Domes, wie die Etagenhälften eines Hochhauses, nebeneinander aufgebaut, mit der Wasserwaage einer handfesten Theologie solid gefügt, in eitel Symmetrie. Beide Bereiche wenn auch zugegeben verschieden, aber doch jeder in einer Waagschale, und beide Waagschalen im Gleichgewicht. Kein Gefälle, kein Druck und Ansturm, keine Störung mehr möglich vom Reiche Gottes her.

"Festgemauert in der Erde steht die Form, aus — Theologie gebaut." Was kann da noch passieren? Kann von einer solchen, mit der Welt Wand an Wand zusammengebauten Kirche noch etwas anderes in die Welt ausgehen als ein wenig Vorsicht, viel Rücksicht und reichlich viel Absicht? In solch einer Kirche gibt es Beschlüsse, Vernehmlassungen, auch Kanzelreden, die wohlabgewogenen Communiqués gleichen, Predigten, die jedem ein wenig das Seine geben, keinem alles, die niemandem weh, aber auch keinem wohl tun. So kann das Wort Gottes, diese Gefährlichkeit, dieser Gärstoff, diese Salz- und Dynamitkraft, schliesslich auch in der Evangelischen Kirche, in der Kirche des Worts, entschärft und kirchenamtlich gesichert werden. Genau das, was am Nachmittag desselben Tages Professor Heuss als zu überwindenden Notstand der Kirche hingestellt hatte, war am Vormittag auf dem Königsplatz in strammer Linientreue verkündet worden; Welt und Kirche, Kirche und Welt in scheidlich friedlicher, in verhängnisvoller Koexistenz.

Wir fassen zusammen: Kirche und Welt, Welt und Kirche stehen zueinander im Verhältnis von Solidarität und Distanz. Zwischen Solidarität mit der Welt und Distanz von der Welt besteht eine unauflösbare Spannung, die es als Kreuz zu tragen gilt. Das ist ein nicht unmöglicher, aber schmaler Weg. Es ist bezeichnend, dass die apostolische Mahnung die Gemeinde zur Fürbitte auffordert für alle Menschen. Dabei werden unter wiederholten Malen zwei Kategorien von Menschen besonders erwähnt: Die Gott am Wort dienen, und die Gott als Obrigkeit dienen. Ohne Zweifel: die Diener am Wort vorab, und auch die verantwortlich Regierenden sind besonderer Fürbitte bedürftig, damit zwar das der Kirche anvertraute Wort in die Welt eindringe, nicht aber die Weisheit und das Wesen dieser Welt in die Kirche.

